

Die schreibenden Zeitzeugen  
des Seniorenbeirates der Stadt Cottbus

## **Erinnerungen & Begegnungen**

Berichte aus vier Jahreszeiten des Lebens

## **Empfehlenswert**

Die Seniorinnen und Senioren der »Schreibenden Zeitzeugen« des Seniorenbeirates der Stadt Cottbus verfassen seit mehr als zwanzig Jahren kleine und größere Lebensberichte. Es sind interessante Erinnerungen, spannende Begegnungen und wertvolle Reflexionen der Zeit.

Aus der Vielzahl der Arbeiten haben einige Mitglieder ihre Geschichte für diese Broschüre ausgewählt. Sie soll Sie, liebe Leserin und lieber Leser, unterhalten, nachdenklich stimmen und vielleicht sogar animieren, sich den Zeitzeugen anzuschließen.

Die Schreibenden leben in Cottbus, der grünen Stadt mit dem weitbekannten Park des Fürsten Pückler. Die Natur ist ihnen zugleich Inspiration, wie auch Sinnbild von Entstehen und Vergehen. In ihrer grauen Jahreszeit des Lebens angekommen, gilt es den Schreibenden, viel an Erfahrung weiterzugeben, Erinnerungen zu wecken oder vergangene Zeiten wiedererlebbar zu machen, ehe die Blätter fallen.

Eberhard Karwinski von Karwin  
Amtierender Vorsitzender des Seniorenbeirates der Stadt Cottbus

Irina Lehmann  
Leiterin der der Arbeitsgruppe Schreibende Zeitzeugen

## Die schreibenden Zeitzeugen



**Waltraud Bigalke** (sitzend, links), **Erika Vogel** (Mitte, stehend)  
**Gisela Kalina** (sitzend, rechts), **Dr. Horst Kasprzik** (links außen),  
**Haide Wolfram** (hinten, 2.v.l.), **Arnulf Zimmermann** (hinten,  
Mitte), **Hansi Hilbrich** (hinten, 2.v.r.), **Irina Lehmann** (rechts  
außen), **Josef Kauczor** (kleines Bild) **Andreas Fehrmann** (nicht  
im Bild)

# Die Geschichten

Waltraud Bigalke

## Der Landfilm – ein besonderes Erlebnis

Ein heißer Sommertag Anfang der fünfziger Jahre geht zu Ende. Die Bäuerin Martha sitzt auf der Bank vor ihrem Haus und genießt den Feierabend. Er ist kurz.

Wenn sie vom Feld kommt, wird das Vieh gefüttert, die Kühe gemolken und das Abendbrot bereitet. Oft ist es dann schon zwanzig Uhr. Danach geht Paul, ihr Mann, noch in die Schenke, sein Bier trinken, und ihr bleiben ein paar Minuten zur Besinnung vor dem Schlafengehen. So auch heute.

Es ist still um Martha. Das Radio wird nur angeschaltet, um die Nachrichten und den Wetterbericht zu hören.

An Fernsehen war damals noch nicht zu denken. Es gab wenig Abwechslung in dem kleinen Dorf. Nur einmal im Monat war es anders. Da kam der Landfilm. Der brachte Leben in die kleine Gemeinde.

Marthas Blick geht über die Dorfstraße zum Gasthof. Am Fenster ist die Ankündigung für den morgigen Film zu sehen. Sie kann zwar die Schrift nicht erkennen, aber das Plakat sieht sie gut. Sie weiß sowieso was morgen gespielt wird: »Der Kahn der fröhlichen Leute«.

Mal kein russischer Film, denkt sie, obwohl sie den auch ansehen würde.

Martha weiß, dass am Freitag die Filmapparatur gebracht und am Sonnabend der Film gezeigt wird. Der Filmvorführer kommt nachmittags mit seinem Motorrad aus der nahegelegenen Kreisstadt und bereitet alles vor. Bernd, ihr Enkelsohn, hilft beim Aufstellen der Leinwand. Dafür kann er den Kinderfilm, der um 16.00 Uhr gezeigt wird, umsonst sehen. Sie freut sich auf den morgigen Tag.

Paul sitzt noch in der Schenke. Es wird wie immer spät. Sie hat sich daran gewöhnt, ohne ihn ins Bett zu gehen. Ehe sie sich versieht, ist sie eingeschlafen. Wie immer ist die Nacht kurz.

Der neue Tag bringt neue Pflichten. Der Alltag einer Bäuerin.

Heute am Sonnabend muss alles eher fertig sein. Der Kuchen für den Sonntag ist noch zu backen, und gebuttert muss auch noch werden. Sie hat keine Hilfe, muss alles alleine machen. Heute steht so einiges an. Die Straße fegen, auf dem Friedhof sind die Gräber der Eltern zu gießen und auf dem Hof muss auch alles ordentlich sein. Das ist ein volles Programm. Aber sie ist mit ihrem Leben zufrieden. Sie kennt es nicht anders.

Der letzte Sonnabend im Monat ist immer ein besonderer Tag. Sie liebt es, die Filme in der Gaststätte zu sehen.

Der Abend naht. Es ist noch hell draußen. Allmählich füllt sich die Dorfstraße. 300 Seelen zählt der Ort. Ihr Weg führt sie ins Dorfgasthaus. Sie sind alle sonntäglich gekleidet. Auch Martha hat ihr neues geblühtes Sommerkleid angezogen. Sie überquert die Dorfstraße und ist schon in der Gaststätte.

Hier im Saal läuft der Landfilm. Leider nur alle vier Wochen.. Einige Frauen haben Stuhlkissen unter dem Arm. Die Stühle im Saal sind nicht gepolstert. Es sind einfache Klappstühle. Die Plätze werden eingenommen. Jeder hat seinen Stammplatz. Man ist zeitig da, um noch ein wenig zu tratschen. Der Saal ist voll. Wie immer am Kinotag.

Nun beginnt der Filmabend. Zuerst die Wochenschau. Heute wird etwas von Landwirtschaft und dem Einbringen der Ernte gezeigt und was sonst noch so passierte. Auch von der Gründung der LPG's ist die Rede. Davon will Martha heute noch nichts wissen. Alle Vorfahren waren selbstständige Bauern, und sie will es auch bleiben. Aber wenn sie das so sieht, wie man alles gemeinsam macht, überlegt sie schon, ob das nicht doch besser wäre. Der Filmabend geht weiter. Manchmal kommt noch »Das Stacheltier«. Ein lustiger kleiner Beitrag, der in dieser Form kritisch entstandene Unzulänglichkeiten aufs Korn nimmt. Heute allerdings nicht. Nach der Wochenschau beginnt der Film. Von jungen Leuten handelt er. Eine heitere Geschichte mit viel Musik und Liebe.

Das ist so recht nach Marthas Geschmack. Sie summt die Melodie »Komm wir spielen, wir spielen, wir spielen Nummer 13 in der Liebeslotterie ...« mit. Noch lange hat sie dieses Lied im Kopf.

Der Film läuft. Na hoffentlich diesmal ohne Pannen. Es ist nämlich schon vorgekommen, dass der Filmvorführer vergessen hat umzuschalten, weil er sich mit seiner Freundin zu intensiv befasst hat. Oder es gab einen Filmriss. Aber heute ist alles gut gegangen. Und schon läuft der Abspann.

Der Film ist aus. Die jungen Leute gehen noch in die Schenke und hoffen, dass die Wirtin eine Schallplatte auflegt. Die anderen Filmbesucher gehen nach Hause. So auch Martha. Sie schaut sich zu Hause das erstandene Filmprogramm noch einmal in Ruhe an. Dann legt sie es zu den anderen in die Kommode. Sie sammelt die Programme.

Ein schöner Abend war das. Nur schade, jetzt muss sie wieder vier Wochen auf den nächsten Film warten.

Bescheidene Wünsche, keine besonderen Ansprüche, Freude an den kleinen Dingen des Alltags. So war das damals.



Hansi Hilbrich  
**Déjà-vu am Ende der Welt.**

Warum sagt man, die Frau sei guter Hoffnung, wenn ihr Kind in eine miserable Zeit hinein geboren wird? Meine Zeit hieß Krieg, hieß Hunger, hieß kindliche Sehnsucht nach Unbekanntem, hieß stetes Hoffen. Damals wusste ich nichts vom Hader zwischen Wohlstand und Hoffnung. Ich hüpfte barfuß durch die Pfützen im Sommerregen und knabberte an den Kernen gelber Sonnenblumen. Was wusste ein Kind von der Sorge um das Leder der Schuhe, wenn man keine Schuhe hatte? Was wusste ein Kind von der Zeit, die aus Korn Brot macht, wenn das Brot nie reichte? Was für mich zählte, war die liebende Hand der Mutter, die der

Krieg uns gelassen hatte. Doch was zählten für uns Mutters Sorgen, ohne Vater fünf hungrige Mäuler satt zu bekommen? Was wussten wir von ihrer leisen Hoffnung, alles könne noch gut werden?

Zu Weihnachten hoffte jeder. Die Großen auf bessere Zeiten und die Kleinen auf große Wunder.

Ich schlich um den Weihnachtsbaum und zählte die bunten Kringle, die Mama auf Zuckermarken erstanden hatte. Fünfzehn. Für jedes Kind drei. Gott - was drei Kringle zählten! Mama sagte, es wird wieder ein Weihnachtsfest geben. Ein besseres. Vielleicht.

Das Hoffen begann von vorn, und das Gefühl verließ mich nie, alles schon einmal erlebt zu haben.

Dann kam Weihnachten 1987 in Angola. Der kleine Tross aus staubigen Autos schob sich Kilometer für Kilometer durch das steinige Land den fernen Hügeln entgegen. Soweit das Auge reichte, nichts als durstgequälte Wildnis, ohne Schatten, ohne das winzige Glitzern eines letzten Tümpels. Wir fuhren den weiten Weg vom Hochland zum Atlantik, um unsere Sehnsucht nach der festlich geschmückten Tanne, nach Gänsebraten mit Rotkohl und nach den Lieben daheim zu ertränken. Die stille Öde vertrieb jeden Gedanken daran. Das Land schien sich in Flimmern aufzulösen und schon der geringste Lufthauch trieb Staubwolken in die Höhe, die das Blau des Himmels trübten - jenes Blau, das wir zu Hause so freudig genossen hätten, das uns hier das letzte heitere Gemüt tötete. Vereinzelt ragten bizarre Säulenkakteen zwischen sprödem Gestein empor. Ihre stille Größe, ihre stolze Anmut glichen dem heiligen Baum, dem unsere Gedanken flohen. Die Luft flimmerte über dem heißen Boden. Kein Land mehr, nur noch Zustand. Wer hier seinen Fuß setzt ist verloren in einer widersinnigen Welt zwischen dem heißen Himmel bei Tage und der kalten Hölle bei Nacht.

Der Wind wehte Ströme von Staub gegen die schroffen Felsen. Hier begann das Land, das kein friedlicher Ort war, nicht einmal ein Ort der Schöpfung sein konnte - die Namib. Nach steinigen Hügeln, wo die Straße in einer Biegung rapide abfiel, endlich ein

hoffnungsvoll grüner Fleck. Wie ein Trugbild lag sie da, die Oase am Giraul-Fluss, in der wir ein letztes Mal hielten. Kameldorn- und Eukalyptusbäume gaben Schatten für unsere Rast. Menschen waren nicht zu sehen, nur ein paar Ziegen zupften am struppigen Gras. Der Fluss führte hier unten kein Wasser mehr, und wie es schien, schon lange nicht. Im flachen Flussbett hatten Menschen ihren Kohl angepflanzt. Zu sehen war niemand. Die Sonne saugte erbarmungslos den Lebenssaft aus dem Grün, so wie den letzten Tropfen weihnachtlicher Sehnsucht aus unseren Köpfen.

Plötzlich - wie aus dem Nichts - standen zwei Kinder vor uns. Sie streckten ihre flachen Hände aus, doch sie bettelten nicht. Jemand gab ihnen sein Brot. Sie nahmen es, doch sie aßen es nicht. Würdevoll mit beiden Händen trugen sie es wie ein Präsent vor der Brust. Ich legte ein paar Bonbon dazu und fragte, ob sie heute noch Weihnachtsgeschenke bekämen. Die Zähne der Kinder blitzten weiß hinter scheuen Lippen.

»*Presente de Natal? Porque?*«

Und dann schwenkte einer den Arm weit aus und ließ seine kugelrunden Augen blitzen: Das Leben an diesem Ort sei das beste Geschenk. Nur hier wachse Gras und es gäbe Milch von den Ziegen. Der Junge zeigte zum Fluss. Manchmal verschwinde der zwar für viele Monde, doch sein *Avò* meine, tief unten hätten die Götter der Ahnen das Geschenk vergraben, das den Kohl wachsen lasse.

Nachdenklich fuhren wir weiter, überquerten eine Brücke und nahmen die letzte kleine Anhöhe. Endlich das ersehnte Glitzern. Von den gelben Hügeln aus war es zu sehen. Das Meer. Hinter dem toten, staubigen Wüstenstrich spannte sich die silbrige Linie des Atlantiks und bald schon sollten uns wieder Menschen begegnen. Viele Menschen. Weihnachtlich war ihr Anblick bei Gott nicht. Tausende vom weiten Land hatten sich aus dem Staube gemacht vor dem mörderischen Krieg. Nun hockten sie vor staubigen Hütten auf staubigem Boden. Kein Baum, kein Strauch, kein Wasser - nichts, was dem Auge Trost, der Seele Hoffnung spenden könnte.

Am Straßenrand saßen verstaubte Gestalten und dösten in den Tag. Ihre Augen verfolgten den Stopp unserer Autos, doch ihre Seelen schienen uns zu ignorieren. Eine Frau in »guter Hoffnung« saß reglos im Dreck. Vier nackte Kinder mit stummen Mündern und fragenden Augen hockten daneben. Worauf sie warteten, das wussten wir nicht.

Nirgendwo ein heimliches Funkeln, kein Leuchten bunter Kugeln im Kerzenschein, nichts als sandige Hütten auf sandigem Boden unter sandgelber Sonne.

Wortlos reichte ich den Kindern die letzten vier Bonbons. Meine Hand strich zögernd über staubiges Haar. Mein Herz verkrampfte dabei. War es zynisch, was ich in diesem Moment dachte? Den Kindern in der Oase gehe es besser als diesen bedauernswerten Geschöpfen in den *musseques*, den »auf Sand gebauten«, wie die Elendsviertel heißen. Die da draußen am trockenen Fluss lebten in ihrer Welt und zufrieden mit ihrer Zeit? Der barbarische Krieg würde die barbarische Wüste meiden?

Dieser Gedanke blieb in meinem Kopf, bis er in einem rätselhaften Déjà-vu in den Palmenblüten der Prachtstraße von Namibe hängen blieb...

Warum sagt man, die Frau sei guter Hoffnung, wenn ihr Kind in eine miserable Zeit hinein geboren wird? Diese Zeit heißt Krieg, heißt Hunger, heißt kindliche Sehnsucht, heißt stetes Hoffen. Sie hoffen im Staub der Straße - was zählt der Staub, der Kleider bedeckt, wenn man keine Kleider hat. Gott - was zählt ein Bonbon, wenn das Korn nicht wächst, wenn das Brot nicht reicht.



Irina Lehmann  
**Peitzer Straße 15**

Im Dezember 1976 habe ich geheiratet und bin zu meinem Ehemann nach Sandow gezogen. Er wohnte dort in der Peitzer Straße 15 zur Untermiete, in einem Haus, das kurz nach der Jahrhun-

dertwende gebaut worden war. Jugendstil, und es hatte ganz offensichtlich schon bessere Zeiten gesehen. Das Zimmer war hoch und schmal, aber ziemlich lang. Es gab einen großen Einbauschränk in der Wand und einen kleinen Ofen, der mit Briketts beheizt wurde. Die Küche durfte mitbenutzt werden und die Toilette war eine halbe Treppe tiefer.

Im Treppenhaus bröckelte die Farbe. Doch das hölzerne Treppengeländer mit wunderschön gedrechselten Stäben und Säulen war stabil wie eh und je. Die Haustür war schon etwas rampont. Die große geschwungene Türklinke ließ aber erahnen, dass es mal ein Prachtstück gewesen sein muss. Vor dem Treppenaufgang gab es noch eine Zwischentür, eine Pendeltür mit mehrfarbig verglasten Fenstern drin. Die sahen aus wie zwei kleine Kirchenfenster. Leider kamen die aber im spärlichen Flurlicht gar nicht zur Geltung.

Auf dem Hof war allerlei Nebenglass, Schuppen, wo die Mieter ihr Heizmaterial lagerten, und die Waschküche. Bei schönem Wetter wurden die Wäscheleinen kreuz und quer über den Hof gespannt. Wäschetrockner waren damals noch nicht erfunden. Das große Tor stand meist offen. Nebenan war die Gaststätte Budich und die Männer, die da ihr Feierabendbier tranken, stellten ihre Fahrräder im Hof ab.

Unsere Fahrräder standen auch im Hof. Eines Morgens fehlte meins. »Heul nicht!«, sagte ein Nachbar zu mir, »das steht heute Abend wieder hier.« So war es auch. Pünktlich um 16.30 war mein Fahrrad wieder da. Irgendeiner hatte am Vorabend im Dunklen und von reichlich Bier beseelt das falsche Rad gegriffen. Seitdem sicherte ich mein Rad mit einem Seilverschluss.

Doch schon bald musste ich noch mehr sichern als nur mein Fahrrad. Ich hatte das große Pech, genau zu jener Zeit hierher zu ziehen, als das alte Sandow verschwand. Fleischer Jacob hatte gerade sein Geschäft geschlossen und der Bäcker an der Ecke ebenfalls. Türen und Fenster der ehemaligen Sandower Bibliothek waren mit Brettern vernagelt. Und bald machte nebenan die Kneipe dicht. Auch das Haus in dem wir wohnten stand auf der Abrissliste. Die ersten Nachbarn waren schon weg gezogen.

Es wurde Herbst. Heizmaterial hatten wir genug. Die Nachbarn hatten Holz und Kohlen da gelassen. Das brauchten sie nicht mehr, hatten ja jetzt Fernheizung in ihrer Neubauwohnung. Wir warteten noch immer auf eine Wohnung. Jeden Dienstag war ich bei der »Wohnraumlentkung« in der August-Bebel-Straße und kam dann entweder stinkwütend oder einfach nur traurig nach Hause.

Da warteten ständig neue Überraschungen auf mich. Zuerst war die Türklinke geklaut worden. Die große schwere Tür ließ sich nur noch mit einem Trick öffnen. Am nächsten Tag fehlten auch die beiden Zwischentüren mit den Glasfenstern. Ein Klempner von der Kommunalen Wohnungsverwaltung, kurz KWV, kam und schraubte einen Riegel an die Haustür mit einem Vorhängeschloss. Doch es half nichts. Alles, was irgendwie brauchbar erschien oder zu Geld gemacht werden konnte, wurde geklaut.

Das Wasser wurde abgestellt, weil jemand sämtliche Messingwasserhähne entwendet hatte. Wieder kam der Klemper und schraubte im Erdgeschoß eine Armatur aus Plaste an, damit wir wenigstens wieder Wasser hatten. Mittlerweile waren wir die Letzten im Haus. Als ich an einem Dienstag wieder mal ohne positiven Bescheid vom Amt zurück kam, traute ich meinen Augen nicht. Es war ja nicht zu glauben! Das komplette Treppengeländer war weg.

Und immer noch keine Wohnung, ich war hochschwanger. Es war einfach nur noch zum Heulen. Dann endlich! Kurz vor Weihnachten bekamen wir einen Termin zur Schlüsselübergabe, für eine P-2-Wohnung in der Luckauer Straße in Sachsendorf. Wir wollten aber lieber in Sandow bleiben, hatten auch schon einen Tauschpartner. Schräg gegenüber in der Hüfnerstraße.

Eine Dreiraumwohnung, mit Bad, verglastem Balkon und großer Wohnküche und mit Ofenheizung. Schließlich hatten wir ja Kohlen auf Deputat. In der zweiten Januarwoche zogen wir ein. Gerade noch rechtzeitig vor der Geburt der Tochter.

Bald fühlten wir uns wie auf einer Insel. Um uns herum wurden fast alle Häuser abgerissen. Die kleinen mit der Abrissbirne und die großen wurden gesprengt. Nur die Häuserzeile ab der

Nummer 8 aufwärts hatte Bestandsschutz. Im Sommer wurden wir Augen- und Ohrenzeugen, als das Haus in der Peitzer Straße 15 gesprengt wurde. Es war das letzte alte Gebäude nördlich der Hüfnerstraße.

Dann begann der Neubau. Wie Spargel im Mai schossen die Plattenbauten in die Höhe. Rasend schnell veränderte sich der ganze Stadtteil. Vom alten Sandow blieb nicht mehr viel übrig. Schade eigentlich. Ich kenne ja selbst das Gefühl, wenn man sehnhchst auf eine Wohnung wartet. Aber trotzdem ist es schade. Und übrigens, der Wohnblock in der Luckauer Straße, in dem wir damals eine Wohnung im dritten Stock beziehen sollten, wurde vor ein paar Jahren abgerissen. Heute ist da eine Wiese.



Gisela Kalina  
**Dreimal enteignet**

Eine Odyssee im 20 Jahrhundert. Drei Epochen erlebte ich und wurde dreimal enteignet.

Am Anfang die Nazizeit mit dem Kriegsende. Flucht, Bomben, Vergewaltigung. Kleine Mädchen haben die Russen vielleicht auch nicht verschont, aber vor mir nahm'n sie Reißaus. Als vier Soldaten unsre Tür eingeschlagen hatten, verteilten sie sich in die Räume des Hauses, das vollgestopft war mit Flüchtlingen aus dem Osten, alles Frauen und Kinder. Einer kam zu uns rein, wo meine Mutti zitternd bei mir am Krankenbett saß: Ich hatte Mumps. Ein Blick auf meinen dicken Hals, und er machte nicht nur kehrt, sondern piffte die andern zurück mit einem komischen Wort, »Schik« oder so. Das brüllte er in den Korridor und alle ließen ab von den bereits gepackten Frauen und stürzten aus dem Haus. So jedenfalls erzählten sie dann und waren mir dankbar und schenkten mir allerhand, zum Beispiel Grimms Märchen kriegte ich von einer Frau, deren Kind bei der Flucht gestorben

war. ... Zu Hause, im jetzigen Polen, hatten wir natürlich auch schöne Märchenbücher gehabt, versicherte Mutti. Die waren mit den anderen Wertsachen in den Keller geschafft worden, wie man uns vor dem Abmarsch befohlen hatte, damit sie nicht zerbombt würden, falls es überhaupt dazu kommen sollte, bevor Hitler mit der Wunderwaffe... Aber wir würden bald zurück dürfen und alles wieder in Besitz nehmen, hatte man uns versprochen, naja. Natürlich war dieser Kinderglaube meiner Mutti längst verflogen, als wir da in dem Dorf in Sachsen-Anhalt hockten und die Russen uns einkriegten. Auf der tagelangen Eisenbahnfahrt, während der Tiefflieger-Angriffe und auf dem letztendlichen Fußmarsch hatte sie genug gesehen.

Ich muss das meiste verschlafen haben. Einmal bin ich mit der Nasenspitze an der Fensterscheibe im Zug angefroren, man sieht es noch heute - hier die Narbe. In dem Dorf sind wir dann tatsächlich erstmal hängengeblieben. Eine Bäuerin nahm absichtlich viele Leute mit kleinen Kindern auf. Nicht etwa, weil sie was für uns übrig hatte, Milch oder so, nein, wir waren für sie eine Abschreck-Sirene. Nachts, wenn räubernde Polen oder Russen ankamen, wurden wir geweckt und mussten schreien wie am Spieß. Die Russen konnten im Allgemeinen kein Kindergeheul hören und zogen weiter.

Später landeten wir in Meck-Pomm, in einer löchrigen Bruchbude zusammen mit vielen Flüchtlingen, die Dörfler nannten uns abfällig »Polaken«, wahrscheinlich wegen des rollenden Rrrr in einigen Ostdialekten. Bis der Giebel rausfiel aus dem »Polakenhaus«, da sauste ein grüngraues Russenauto ran und zwei Muschkoten verteilten uns auf die Bauerngehöfte, mit Gewehr im Anschlag, das fanden wir Kinder spannend, könnt ihr euch denken, und endlich hatten wir ein festes Dach überm Kopf. Nur der Hunger... jey... manchmal haben wir uns von den Brotsamen der Russen-Soldaten ernährt, was die auf den Mist warfen, holten wir uns. Sie kriegten am Anfang keine Verpflegung, mussten sich selbst was besorgen. Die aus unserm Dorf klauten in den Nachbardörfern, die von dort räuberten bei uns. Einmal hatten unsre 'ne Kuh erobert, die schlachteten sie auf dem Abendmahls-

Tisch, den sie aus der Sakristei der Kirche weggeholt hatten. Da kriegten wir den Kopf, den essen die nicht, und die Innereien und das Euter, meine Mutti machte 'ne ganz nette Sülze draus. Naja, man aß damals alles.

Als dann die Kommunisten die Bodenreform durchzogen, kam grade mein Vater aus der Gefangenschaft. Daheim war er kleiner Kaufmann gewesen, sein Laden war in die Hand der polnischen Volkswirtschaft übergegangen - erste Enteignung. Er hatte also nichts Rechtes zu tun und nichts Rechtes zu essen. Geh mal hin und lass dir ein Stück Schrebergarten geben, sagte Mutti. Er kam zurück mit 'ner Neubauernwirtschaft, na jey: kleines Stück Land, anderthalb Kühe oder so. Natürlich hatten sie uns, den »Polaken«, das magerste Ackerstück zugeteilt. Wir rackerten uns ab und der Ertrag war kaum zum Sattessen. ... Aber aus der winzigen Kammer vom einstigen Herrenhaus konnten wir ausziehen, kriegten ein »Neubauernhaus«, gar nicht mal schlecht: Unten gemütliche Wohnküche, daneben Schlafstübel. Klacksklo und Waschkessel schon halb in der angebauten Scheune mit Geräten und Stall, alles unter demselben Dach. Gärtchen war auch dran, da hatten wir Möhren, Huhn und Kaninchen... Oben, ganz offen zum Heuboden hin war mein luftiges, duftendes Reich. Nicht ganz schlecht. Die Häusel stehn heut noch, inzwischen toll ausgebaut. ... Aber... hmm, irgendwann komm ich aus der Schule, da sitzt meine Mutti draußen im Nieselregen. Die Katze auf ihrem Schoß und mit dem Rücken an die Stalltür gelehnt, neben sich unsre drei oder vier wackligen Möbelstücke, und sagt zu mir: Wir sind wieder enteignet. Zum zweiten Mal also. Und mein Vater im Knast: Wirtschaftsdelikt. Ganz genau habe ich nie erfahren, was eigentlich los war, hatte auch andere Interessen, war mir wurscht. Er wird was »geschoben« haben, machten ja alle damals, und ihn hatten sie erwischt. Der Kaufmann steckte in ihm, er war eben nicht der geborene Kleinbauer-Heini.

Und weiter: Mein Vater war nach dem Knast in den Westen abgehaun, hatte dort bald 'ne Andre. Mutti ging dann mit mir hierher ins Hinterberlin'sche, wo meine Großeltern saßen; für die in dem Meckpomm-Dorf waren wir sowieso immer noch 'ne Art

Untermenschen. Eine von den alten Weibern sagte mal abfällig über mich: So was geht zur Oberschule. »So was«!

In Spremberg kam Mutti in der Tuch-Fabrik unter. Als Kind einer Arbeiterin wurde ich besonders gefördert und in der Schule war ich ganz gut. Also Abi und dann TU Dresden. Während des Studiums kam unser erstes Kind, und obwohl sie noch knapp waren damals, kriegten wir einen halben Krippenplatz. Abwechselnd mit meinem Mann holten wir unsere Jule ab Mittag in die Studentenbude. Nach dem Studium ließen wir uns im Kombinat Schwarze Pumpe anheuern, denn hier gab es gleich eine Wohnung. So lebten wir 35 Jahre lang im Platten-Neubau mit zweieinhalb- oder drei Zimmern. Zogen unsre Kinder groß, fuhren einen Wartburg und waren einigermaßen glücklich wie fast all unsre friedensbereiten Nachbarn und Freunde. Bis 1990. Da sind wir halt - zusätzlich zu den zahlreichen Währungsumtausch-Aktionen - noch das dritte Mal enteignet worden, von unserm Anteil am Volkseigentum, vom Arbeitsplatz im Kombinat, als die Lausitzer Kohle und alles, was dranhing, in Privatbesitz umgewandelt wurde. Und, nicht zu vergessen: Auch unsre Hoffnungen wurden zerfleddert, in Grund und Boden gestampft.

Ich hätte zwar seinerzeit meinem Vater folgen können in den goldenen Westen, dann wär ich heute nicht so eine arme, altkommunistische Kirchenmaus. Dafür aber sitzt mir allerlei Grips im Kopf, ich kann vieles durchschauen und meinen Enkeln lächelnd manches erklären, was andre überhaupt nicht begreifen.



Dr. Horst Kasprzik

## **Ein Brief an unsere drei erwachsenen Kinder**

Eigentlich hätte ich Euch diesen Brief schon eher schreiben sollen, nicht erst mit 83 Jahren.

Aber ich habe sehr lange darüber nachgedacht, wie ich Euch erkläre, warum ich so bin, wie ich bin. Die vielen kriegerischen

Auseinandersetzungen in der Welt, die vielen Flüchtlinge aus den Kriegsgebieten, das Randalieren der Rechten, das alles zwang mich zum Denken, zum Erinnern an unsere Kindheit.

Viele haben vergessen, was wir durchlebt haben, wie viel Leid die Weltkriege der Menschheit brachten. Wer einen Weltkrieg mitgemacht hat, hat hungern und frieren gelernt, hebt auf, was er bekommt, lässt nicht los, was er hat, und das ein Leben lang.

Ihr werdet mir das sicher glauben, aber nicht verstehen, weil Ihr nie hungern und frieren musstet. Freut Euch darüber.

Tut alles, dass auch Eure Kinder das nie verstehen.

Mami und ich haben die Kriegsjahre unterschiedlich erlebt. Für sie war die Vertreibung aus ihrem Häuschen im heutigen Polen sehr schlimm. Sie war sechs Jahre alt, als sie alle fliehen mussten, ihre Oma, ihre Mutti und ihr etwas älterer Bruder. Ihr Vater konnte ihnen nicht helfen, er war Soldat und musste in diesem barbarischen Krieg an der Front kämpfen, in einem Krieg, den Hitler anzettelte, den die Menschen vieler Länder ausbaden mussten.

Die Flüchtenden besaßen im Wesentlichen nur das, was sie auf dem Leibe trugen. Sie zogen ziellos nach Westen, nichts zu essen, nichts zum Schlafen, alles musste erbettelt werden. Manchmal wurden sie von Tieffliegern beschossen, da half kein Flehen, nur auf die Erde werfen, nichts sehen, nichts hören, nur hoffen, dass keiner getroffen wird.

Ich war elf Jahre alt. Für mich waren die nächtlichen Fliegeralarme das Schlimmste. Schlaftrunken wankten wir in den Luftschutzkeller, wenn die Sirenen aufheulten. Am 15. Februar des letzten Kriegsjahres schlugen rings um uns die Bomben ein, erschütterten unser Haus. Nach der Entwarnung bargen wir aus unserem zerbombten Nachbarhaus zwei Leichen. Dann kamen die Russen. Werden sie alle Frauen und Mädchen vergewaltigen, werden sie uns alle umbringen?

So war es nicht, aber wir haben viel Schlimmes gesehen und für ein Leben lang gespeichert.

Auch die Nachkriegszeit hinterließ ihre Spuren. Nachts ging ich mit meinem älteren Bruder in die Wälder, um Brennholz zu klauen, immer mit schlechtem Gewissen.

Ich erinnere mich, wie wir oft barfuß kilometerlange Strecken in die Dörfer tippelten, um für die Familie ein paar Kartoffeln zu erbetteln, und wie ich mich dabei schämte.

Das alles hat uns geformt. Wir wollen nie wieder Krieg, nie wieder hungern, nie wieder frieren!

Ihr werdet einiges Gute, aber leider auch einiges Schlechte von unserer Lebenseinstellung übernommen haben und an Eure Kinder weitergegeben haben. Irgendwann werden auch die Folgen dieses Weltkrieges in den Familien überwunden sein.

Sicher haben auch wir schon von unseren Eltern Schlechtes übernommen. Sie haben ja auch im jugendlichen Alter einen Weltkrieg miterlebt. Sie haben auch gehungert, sich oft nur von Rüben ernährt oder Brennnesselsuppe gegessen wie wir.

Wir werden trotz allem Geschehen glücklich sein, solange Frieden ist, solange wir uns, solange wir Euch und Eure Kinder haben. Es grüßen Euch Eure Eltern



Josef Kauczor

## **Eine unerwartete Begegnung**

Kühl war es an jenem Oktoberabend Ende der sechziger Jahre. Nichts Ungewöhnliches zu dieser Jahreszeit. Und nichts Ungewöhnliches für die Nachtzeit, denn vom nahen Spremberger Turm schlug die elfte Stunde. Schon nach kurzem Fußweg wurde mir warm, zumal ich ein Tonbandgerät von einigem Gewicht trug. Mal links, mal rechts. So ging es die Bahnhofstraße Richtung Berliner hinunter. Kaum ein später Fußgänger begegnete mir, kaum ein Auto. Fast in Höhe der Petersilienstraße war es: Ich meinte, Schritte hinter mir zu hören. Warum nicht, ist ja schließ-

lich nicht verboten, den gleichen Gehweg zu nutzen. Mein baldiges Einschwenken in die rechter Hand beginnende Virchow-Straße würde unsere Wege trennen. Nach wenigen Metern merkte ich mit leichtem Erschrecken, dass mein Verfolger – so hatte ich den Unbekannten nun schon gedanklich eingeordnet – mir weiter folgte! Ich wechselte die Straßenseite, ich musste dies ohnehin tun. Meine leise Hoffnung, dass er auf seiner Seite bleiben würde, wurde umgehend zunichte gemacht.

Mir wurde verdammt heiß. Und siedend heiß fiel mir ein, warum dieses perfide Spiel stattfand: Ich hatte heute Abend BIERMANN überspielt, WOLF BIERMANN. Zwar die sicher 13. Kopie von der 12., aber bei aller unterirdischen Tonqualität war doch zu verstehen, was er zu »China hinter der Mauer«, der »Stalinallee« oder zur »Buckower Süßkirschenzeit« zu singen hatte. Ja, mir wurde verdammt heiß: Es waren Leute schon für Weniger von der EOS relegiert oder vom Studium zur Bewährung in der sozialistischen Produktion geschickt worden.

Meine Gedanken überschlugen sich: Was hätten die großen Revolutionäre jetzt getan, wie hätten Verfolgte sich jetzt gerettet?! Keine belebte Straße, keine quirligen Menschenmassen, nicht mal eine Straßenbahn zum Aufspringen. Und keine Möglichkeit, dieses verdammte Tonbandgerät irgendwie loszuwerden. Als Beweis gegen mich so eindeutig wie der berühmte rauchende Colt im Wilden Westen!

Ich biege, fast mechanisch und kaum noch mit einem Hoffnungsschimmer, nach links in die Louis-Braille-Straße. Noch reichlich hundert Meter bis nach Hause. Aber was heißt jetzt »Nach Hause«?! In einer Minute wird sich mein Schicksal erfüllen. Man wird mich – betont amtlich oder mit falscher Jovialität, je nach Menschenschlag – zur »Klärung eines Sachverhalts« sofort zur Mauerstraße verbringen. Sie wissen alles, und sie werden ihr Wissen weidlich nutzen. Sie werden mir Fragen stellen, um deren Beantwortung ich kaum herumkomme. Weil alles so ohne kriminalistischen Spürsinn erkennbar ist, weil ich Idiot mich so blöd und leichtsinnig angestellt habe!

Unser Eckhaus hat ein Gartentürchen. Dieses benutze ich nicht. Vielleicht um eine letzte Chance zu haben, das Ende um Sekunden hinauszuzögern. Denn um die Ecke ist unsere Haustür, die vielleicht, vielleicht unverschlossen ist ...

Ich höre keine Schritte mehr hinter mir.

Nicht schneller werden! Rum um die Ecke. Türklinke drücken. OFFEN. Rein, zuschließen, kein Licht. ...Gerettet?

Da öffnet sich die hintere Eingangstür, das Licht flammt auf.

Vor mir steht ... mein Bruder, mein ... zu keiner Boshaftigkeit fähiger Bruder.



Erika Vogel

## **Man spielt nicht mit Stalin**

Wir schrieben das Jahr 1952; November. Die Sowjetunion feierte den Sieg der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution über die Zarenherrschaft. Es war der 35. Jahrestag dieses Ereignisses. Grund genug für das kleine »Bruderland DDR« mitzufeiern und die Sowjetunion hochleben zu lassen. In Cottbus wurde aus diesem Anlass zu einer Demonstration aufgerufen; Zielpunkt war das Ehrenmal für gefallene sowjetische Soldaten.

Vom Wetter her entsprach dieser Tag genau dem, was man unter Novemberwetter versteht: Grau verhangen, mit starkem Nieselregen und ziemlich kalt. Die Demonstration war für den Vormittag angesetzt und wir fanden uns rechtzeitig am Stellplatz neben dem Pförtnerhaus ein. Ich war zu dieser Zeit in der Ausbildung zum Industriekaufmann im 3. Lehrjahr. Zusammen mit den Lehrlingen aller Lehrjahre und Bereiche bildeten wir eine Gruppe und waren guter Dinge.

Nicht im Geringsten ahnte ich da, dass mich kurze Zeit später meine jugendliche Unbekümmertheit und kindlicher Stolz in eine

Situation bringen würde, welche mich fast in die Mühlen des Partei- und Staatsapparates getrieben hätte.

Wir Mädchen aus dem dritten Lehrjahr, mit leichter Überheblichkeit gegenüber den Jüngeren, schauten mit Gleichmut und scheinbar uninteressiert auf das Treiben um uns herum. In dieser Situation näherte sich unser Lehrausbilder, beladen mit Transparenten und »Pappköpfen«, also Fotos, welche an einem Stab zu tragen waren: Alle politischen Größen der Sowjetunion und der DDR waren vertreten. »Hier musst du dich drücken« war mein erster Gedanke, und ich blickte verträumt in der Gegend herum, so, als ob ich den Ausbilder gar nicht bemerkte. Ganz anders ein Mädchen aus dem zweiten Lehrjahr, Renate. Sie hopste hin und her und wollte unbedingt ein Schild zum Tragen haben. Dieser Wunsch wurde ihr natürlich sofort erfüllt und schon hielt sie das Abbild von Stalin in der Hand. Ich selber war sehr froh, dass dieser Kelch an mir vorbei gegangen war. Im Stillen hatte ich den Verdacht, dass Renate mit ihrer Spontanität etwas bezweckte.

Inzwischen hatte sich der Zug der Demonstranten formiert. Die Fahnenträger an der Spitze, die Lehrlinge, dann die Betriebs- und Parteileitung und danach der große Rest. Gerade als es losgehen sollte bat mich Renate freundlich »Halt´ doch ´mal kurz den Stalin, ich muss meinen Schnürsenkel noch einmal binden.« Misstrauen keimte in mir auf. »Ich halte ihn, aber ich werde ihn nicht tragen! Du nimmst ihn sofort wieder zurück.« Aber kaum hatte ich den Stab in der Hand, lachte sie mich aus mit den Worten: »Jetzt kannst du dich plagen, ich nehme ihn nicht zurück. Ich wollte nur Punkte sammeln, deshalb habe ich mich gemeldet!« Darüber war ich über alle Maßen erbost und drohte: »Ich stelle ihn an die Wand!!«

Während dieses Disputs war der Abmarsch befohlen worden, und die Menschenschlange setzte sich in Bewegung. Es war ein freudloser Zug, denn die wenigsten Kollegen hatten Lust, bei dem scheußlichen Wetter bis zum Südfriedhof zu laufen. Die Demonstranten bewegten sich weitestgehend schweigend, zwischen mir und Renate ging das Gezänk aber immer weiter. Auch mein Kompromissangebot, das Schild abwechselnd zu tragen,

lehnte sie grinsend ab. Das war mir nun zu viel und ich wiederholte meine Drohung noch einmal. Als sie darauf kicherte: »Das traust du dich nie!«, war meine Vernunft am Ende und meine Ehre gekränkt.

Ich verließ die Reihe, ging über den Bürgersteig bis zur Hauswand und stellte das Pappschild dort ab. Auf den Kopf, da es auf dem Stab keinen Halt fand. Dann ging ich erhobenen Hauptes zurück auf die Straße und reihte mich wieder in den Zug ein. Schon da fühlte ich mich sehr unbehaglich, denn ich hatte in die Gesichter der Marschierenden gesehen: Die erschreckten Blicke der Lehrlinge, die ungläubigen Augen der Kollegen und die Reaktion der Parteileitung. Um den Eklat möglichst klein zu halten, stürmte ein Genosse sofort zu dem degradierten Stalin, nahm ihn auf und reihte sich ebenfalls wieder ein. Ich marschierte wortlos weiter und hatte dabei Zeit, über mein Tun und die eventuellen Folgen nachzudenken. Als wir am Friedhof ankamen, war unsere Kleidung ziemlich feucht und uns war kalt. Einige Lehrlinge hatten keine Lust, sich nun noch die obligatorischen Reden anzuhören. Wir fanden es an der Zeit, uns etwas aufzuwärmen. Auch ich war dafür, denn auf keinen Fall sollten die anderen merken, wie verunsichert und ängstlich ich inzwischen war. In einer kleinen, dunklen Kneipe in der Görlitzer Straße ließen wir uns häuslich nieder. Ich gab mich munterer, als mir zu Mute war.

Da die Reden auf dem Friedhof kürzer als von uns vermutet ausgefallen waren, traf unsere Lehrlingstruppe erst mit Verspätung wieder am Arbeitsplatz ein. Aber niemand fragte uns, wo wir geblieben waren; die Sache mit dem Stalinbild lieferte genug Gesprächsstoff unter den Kollegen. An mich richtete keiner ein Wort, einige waren peinlich berührt. Ich fühlte mich sehr allein. Aber unter dieser ruhigen Oberfläche wurde der »Fall« ausgiebig ausgewertet. Parteileitung und Betriebsparteigruppe beriefen Versammlungen ein und berieten, welche Konsequenzen für mich und meine Ausbildung gezogen werden sollten und ob der Vorfall an höhere staatliche Stellen gemeldet werden müsste. Ich war zu einem Klassenfeind geworden. Keiner fragte mich nach den Ursachen meiner Handlung. Wichtig war nur, dass ich den

großen Staatsmann beleidigt und diskriminiert hatte. Letztendlich war es ein älterer Kollege, der sich für mich einsetzte. Er kannte mich als fleißig und zuverlässig und er stellte die Frage an die Gremien: »Wollt ihr dem Mädchen das Leben verbauen? Sie ist 16 Jahre alt. Es ging wohl mehr um einen Streit unter Jugendlichen, als um eine politische Demonstration!« Zu meinem Glück fand seine Argumentation Gehör, und so ließ man Gras über die Sache wachsen.

Für mich war meine Trotz- und Wutaktion eine Lehre für das Leben. Auch wenn man glaubt, Recht zu haben, ist dies nur eine Seite, aber es ist andererseits nicht immer klug, darauf zu beharren.



## Haide Wolfram **Quer durch Deutschland**

Vorwende-Erfahrungen konnte ich schon im Herbst 1986 und im Frühjahr 1989 sammeln.

Im Oktober 1986 reiste ich zum ersten Mal in den Westen, ins Rheinland zu einer Familienfeier, Sohn und Mann waren als »Unterpfund« in Cottbus zurückgeblieben.

Mit dem Zug ging's quer durch fast ganz Deutschland, auch durch mein geliebtes Thüringen. In Eisenach musste ich nicht, wie sonst üblich, aussteigen. Es war ein erhebendes Gefühl, die Wartburg von der mir unbekanntem Rückseite zu sehen. Mehrmals überquerte der Zug die Grenze, die Werra. Eine herrliche Landschaft! Das war der beinahe schönste Teil meiner Reise!

In Bebra musste ich umsteigen. Den Aufenthalt nutzte ich zu einem vorsichtigen Schnuppern der Westluft, kam an einem überdimensionalen Bankgebäude vorbei bis zur Bismarckstraße, machte instinktiv kehrt (eine Wende) und lief grübelnd zum Bahnhof zurück: Bin ich in einem anderen Land?

Weiter ging`s über Fulda, Wächtersbach, Hanau nach Frankfurt am Main, aus der Ferne am Horizont schon deutlich als »Kulturstadt« der Banken und Bänker zu erkennen.

Und jetzt auf zu Goethe! Das war mein Wunsch, aber so viel Zeit und Traute hatte ich nicht. Der abendliche, licht- und lärm-durchflutete Hauptbahnhof überwältigte und erschreckte mich zugleich. Er erinnerte mich an den Leipziger Kopfbahnhof, aber nur im Baustil, sonst war alles ganz anders: Überfluss, wohin ich blickte, Menschen über Menschen hasteten vorüber an Verkaufsständen mit Überangebot an allem, was das Herz begehrt: Brathähnchen, Gemüse, Süd- und Ostfrüchte - Bananen sogar! Modeartikel, Schmuck, Zeitungen und Zeitschriften unterschiedlichsten Niveaus.

Heute kann man das alles natürlich auch im Leipziger Bahnhof »genießen«. Damals war mir nicht nach Genuss zumute. Erschöpft ließ ich mich auf eine Bank fallen, um meinen Anschlusszug nach Koblenz zu erwarten. Da streckte sich mir eine schmutzige Hand entgegen mit wenigen Münzen und einem Zettel: Bin taubstumm, bitte um Spenden für eine Fahrkarte nach Recklinghausen. Langsam blickte ich auf, ein junger, hoch aufgeschosener, armselig gekleideter Mann blickte mich mit traurigen Augen an. Sprachlos legte ich meinen kleinsten Schein Westgeld in seine Hand. Überrascht und dankbar nickte er und ging weiter, wendete sich anderen Wartenden zu, sehr gut gekleideten, unbeschwert plaudernden Menschen, die ihn gar nicht beachteten. Er war Luft für sie!!! Also doch ein anderes Land?

Aktueller Nachtrag: Wenn ich heutzutage durch die Spremberger Straße gehe, lege ich nicht mehr in jede ausgestreckte Hand etwas hinein. Bin auch ich eine andere geworden?

Nun wieder zurück zu den Westbesuchen in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts.

Von der Familie wurde ich jedes Mal freundlich aufgenommen, als Gast beschenkt und mit Westgeld ausgestattet.

An den feierfreien Tagen machten wir Ausflüge in den schönen Westerwald, auch ins Rheintal nach Neuwied, die Geburtsstadt Friedrich Wolfs. Vielleicht gibt es dort eine Friedrich-Wolf-

Buchhandlung? Fehlanzeige! Das Bücherangebot aber war überwältigend, neben Reißern, Krimis und Schmonzetten auch Erfreuliches. Von Friedrich Wolf war allerdings nichts dabei, Christa Wolfs Bücher oder Markus Wolfs »Troika« hätte ich erwerben können.

Ein Düsseldorfbesuch wurde mir ermöglicht; allein die Zugfahrt war schon ein Erlebnis, am Rhein entlang, vorbei an Weinbergen, Ruinen und Burgen.

Auf dem Bahnhof erwartete mich meine Freundin Gerti. Als Rentnerin war sie in die BRD übersiedelt und nun hoch erfreut über den ersten Besuch aus Cottbus.

Am nächsten Morgen wollte ich auf dem schnellsten Wege zu Heinrich Heine in die Bolkerstraße, wo er 1797 geboren wurde. Aber zunächst galt es das »Überflussprogramm« zu bewältigen, also Karstadt und Co., wo ich um mein Restchen Westgeld erleichtert wurde. Langfinger hatten im Gedränge zugelangt. Meine Freundin half großzügig aus. Außerdem tröstete ich mich mit Heine, der auch immer knapp bei Kasse war.

Zügig ging`s nun weiter, unterwegs Bänkelsänger, Bratwürste, Backshops, Bettler, Banken... und da endlich die Bolkerstraße mit Heines Geburtshaus. Mir ging das Herz auf: Ein kleines, feines Cafe lud uns zum Verweilen ein, es war authentisch im Tuchladen des Dichtervaters eingerichtet. In den Regalen stapelten sich Stoffballen. Schere, Elle und Kassenblock lagen bereit. Hatte damit schon Samson Heine hantiert oder gar der kleine Harry gespielt? Vielleicht hat der 18jährige hier im Laden den besorgten Eltern sein Scheitern in der Frankfurter »Geldvermehrungslehre« gebeichtet.

Gescheitert war er, weil ihm das »Gewechsle und Gefeilsche ... sinnlos und töricht erschien. «\* Geld war ihm bei weitem nicht alles.

Bei McDonalds in Neuwied ging`s prosaischer zu. Wir kamen mit einer Angestellten ins Gespräch, die aus ihrem Ausländerhass keinen Hehl machte. Schnell hatte sie uns als arme Ostler »enttarnt«: Wollt ihr etwa hier bleiben? Als wir entsetzt verneinten, wurde sie freundlicher: Na ja, ihr seid doch wenigstens noch

Deutsche! Großzügig wollte sie uns die Zeche bezahlen. Das haben wir dankend abgelehnt. Geld ist eben nicht alles!  
Und die Moral von der Geschichte (Fazit): Im Herbst '89 konnte ich nicht lauthals mitjubeln.

\*Werner Steinberg, »Der Tag ist in die Nacht verliebt«, Mitteldeutscher Verlag Halle / Saale, 1971



Arnulf Zimmermann

### **Mit ohne**

Konfrontiert mit der merkwürdigen Redewendung »mit ohne« wurden meine Frau und ich erstmals 1973. Unsere vierjährige Tochter spielte mit anderen Kindern und ihren Lieblingspuppen auf der Wiese vor unserem Wohnblock auf mehreren ausgebreiteten Decken das damals beliebte Spiel: Vater, Mutter, Kind. Als sie feststellte, dass alle anderen Kinder barfuß waren, klingelte sie Sturm und rief, als wir das Fenster geöffnet hatten, lautstark nach oben: »Mami, kann ich auch »mit ohne« Schuhe gehen?«

Lachend erlaubten wir es und glücklich entledigte sich unser Töchterchen ihrer Söckchen und Schuhe.

Älter werdend, musste sie sich allerdings gefallen lassen, dass wir sie öfter mal ärgerten und an diese Wortwahl erinnerten. Zum Beispiel an der Ostsee am FKK-Strand, wo wir sagten: »Hier gehen alle *mit ohne* Badesachen am Strand.« Oder als sie später zur Disco ging, fragten wir, ob sie *mit ohne* Freund ausgeht.

Aber mit der Zeit geriet das *mit ohne* doch wie Vieles in Vergessenheit. Zweimal wurde ich jedoch überraschender Weise daran erinnert. Einmal während einer Busfahrt, als der damals noch Fahrkarten verkaufende und sich durch Bus und Hänger quetschende Schaffner lauthals und sich x-mal wiederholend brüllte: »Noch jemand *mit* sich Fahrschein *ohne!*«

Mit der Einführung von Zahlboxen bzw. der Wegrationalisierung der Schaffner in diesem Transportmittel starb auch dieser kuriose Ausruf.

Viele Jahre später, wohl zwei, drei Jahre nach der Wende, hörte ich die Wortkombination »mit ohne« unverhofft in aller Deutlichkeit wieder. Ich saß in einer vollbesetzten Röntgenabteilung und wartete wie alle auf meinen Aufruf. Den tätigte jedes Mal eine aus Kasachstan oder sonst wo von der Wolga stammende, etwa 40-jährige Ausländerin, die mich sofort an eine russische Matrjoschka erinnerte – hübsch, geschminkt und obenrum recht rundlich. Als Röntgenassistentin rief sie in einem russisch-deutschen Gemisch, nett lächelnd, die Patienten in etwa so auf: »Nu, Frau Muller, *mit ohne* Kleidung oben, Kabbine pjatch, bitte. Oder besser: »Nu Herr Lehmann, wenn Sie können, *mit ohne* Zähne, Kabbine dwa, bitte!« Der genannte Lehmann erhob sich und guckte ziemlich fragend.

Rein zufällig, oder auch gewollt, saß in der Ecke des Wartezimmers ein ehemaliger Landsmann der Röntgenassistentin, der jeden ihrer Auftritte mit strahlenden Augen verfolgte, nicht unerwidert von ihr. Weißhaarig, glatt gescheitelt und um die fünfzig Jahre alt. Sein Mund voller rotgoldenem Zahnersatz strahlte aus dem runden Gesicht – die reinste Jelzin-Kopie, aber nüchtern. Er übersetzte im reinsten Hochdeutsch: »Herr Lehmann, sollten Sie eine Zahnprothese haben, dann diese bitte in Kabine zwei rausnehmen und warten, bis Sie hereingerufen werden.« Lehmann bedankte sich erleichtert und die Matrjoschka himmelte *Jelzin* mit leuchtenden Augen an, selbst Sterntaler in der dunklen Nacht wäre vor Neid erblasst.

Als ich später geröntgt aus meiner Kabine trat und den Praxisgang entlang zum Ausgang ging, sah ich Matrjoschka und *Jelzin* in einer schlecht ausgeleuchteten Ecke des Ganges ziemlich eng umschlungen und teils kichernd, teils wie Täubchen gurrend, flüsterte sie ihm russische Worte zu. Die zwei hatten sich gefunden. Viele Monate später sah ich ganz unverhofft die hübsche Matrjoschka stolz einen Kinderwagen schieben und sofort war das »mit ohne« gegenwärtig. Sollten die beiden sich damals im

fortgeschrittenen Alter in ihrer neuen Heimat etwas nähergekommen sein, und das »mit ohne« Pille und Verhüterli? Ich weiß es nicht. Vielleicht fuhr sie auch nur ihr Enkelchen aus, also *mit ohne* leibliche Mutter.



Andreas Fehrmann

### **Wie ich den ersten Hochofen der DDR mit aufbaute ...**

... obwohl ich erst Jahre später geboren wurde, davon soll die nachfolgende Geschichte erzählen.

Wenn man ein gewisses Alter erreicht hat, dann gewinnen bei einer Rückbesinnung Ereignisse einen höheren Stellenwert. So war das bei meinem Vater, der mir in der Jugendzeit erzählte, wie heroisch er am Aufbau des Eisenhüttenkombinates Ost teilgenommen hatte. »Wir haben Geschichte geschrieben...«, war eine der Aussagen.

Hintergrund war die Tatsache, dass nach dem Krieg im Osten Deutschlands die Montanindustrie weitestgehend fehlte, denn geschichtlich gewachsen war diese um den Ruhrpott und im Saarland angesiedelt. Die junge DDR musste sich ihre eigene Stahlindustrie erst aufbauen. Dazu wurde ein Standort im Kreis Fürstenberg ausgewählt, nahe der neuen Grenze zu Polen. Die Grundsteinlegung des Eisenhüttenkombinates Ost war im Jahre 1950. Riesige Anstrengungen wurden unternommen, das Hüttenkombinat wurde aus dem Boden gestampft und daneben eine ganze Arbeiterstadt, die propagandawirksam als StalinStadt benannt wurde. 1951 war der erste Hochofen fertig, aber viele Bauabschnitte folgten. Mein Vater kam 1953 dazu, als ihm nach der Ausbildung als Postangestellter in Cottbus aufgrund von Arbeitskräfteeinsparungen gekündigt wurde, wie ich Jahre später in seinem Lebenslauf las.

Er nahm im VEB Hüttenzementwerk Ost in Stalinstadt, dem heutigen Eisenhüttenstadt, eine Tätigkeit als Lohnbuchhalter auf. Durch die umfangreiche Bautätigkeit im Eisenhüttenkombinat Ost und im Stadtgebiet erschien es lohnend, ein Zementwerk vor Ort zu haben. Er war mit dabei, als Tausende von jungen Leuten, organisiert durch die Freie Deutsche Jugend, denn das Vorhaben war als sogenanntes »Jugendobjekt« definiert, dort jahrelang aktiv waren.

Aber ich griff eher als er in das Geschehen ein:

Bis zum Horizont sah ich nur Sand und kümmerliche Grasbüschel. Die Erde war aufgerissen durch Bagger, Ausformungen in Gruben ließen erkennen, dass Fundamente folgen sollten. Vor uns stand die Basis des ersten Hochofens, über einem Betonsockel schlossen sich Konstruktionen von angerostetem Stahl an, die zirka zehn Meter in die Höhe wuchsen. Seitlich sah ich mehrere LKWs mit Anhängern, die Kies brachten. Alte HORCHs, teilweise aus Wehrmachts-beständen, so ließ es zumindest die Farbgebung erahnen. Wir selbst schoben einzelne Loren auf einem wackligen Schienenstrang in Richtung Hochofenbaustelle. Jeweils sechs bis acht junge Leute immer an einer Lore mit irgendwelchem Sand. Von oben brannte die Sonne, mir hing die Zunge zum Halse heraus. Die Motivation war nicht eben groß. Alle Beteiligten waren gründlich mit Staub überpudert und jeder sehnte die Mittagspause herbei. Kaum am Ende des Gleises angelangt, kam von hinten eine Stimme über Megafon: »Ehh Leute, das Ganze geht auch mit mehr Optimismus! Noch mal alles zurück in Ausgangsposition!«

So wechselten wir die Seiten der Kipploren und schoben die Dinger wieder in die andere Richtung. Hier war nichts mehr von der Baustelle zu sehen. Stattdessen mobile Gerüste mit Scheinwerfern, große Gruppen von Menschen in gewöhnlicher Straßenkleidung und eine exakt ausgerichtete schmale Doppelschiene, auf der ein Kamerawagen mit Kameramann und Helfer zu sehen war. Ein Regieassistent fuchtelte mit seinen Armen und dem Megafon herum, um uns die neue Startposition zu zeigen.

Es war keine Zeitreise in das Jahr 1950, es war der Herbst 1972 und der Fernsehfilm »Wenn die Tauben steigen« wurde hier am Rande eines Tagebaus in der Nähe von Cottbus gedreht. Der Hochofen war nur eine Attrappe aus einem Holzgerüst, beplankt mit Spanplatten, die man als Stahlkonstruktion gespritzt hatte.

Ich hatte damals meine Berufsausbildung angefangen, als ein Mitlehrling in unserer Tageszeitung LAUSITZER RUNDSCHAU entdeckte, dass Komparsen für Filmaufnahmen im Raum Cottbus gesucht wurden. Ein Wochenende mit einer Tagesgage von 50 Mark der DDR auf die Hand – bei einem monatlichen Lehrlingsentgelt von 75 Mark fast ein Vermögen. Um nicht im eigenen Umfeld zu viele Mitbewerber zu haben, hatten wir unter den Lehrlingen Stillschweigen über das Vorhaben bewahrt. So waren wir nur zu dritt aus unserem Betrieb, als wir uns anmeldeten. Aber viele andere junge Leute aus der ganzen Region standen schon Schlange bei der Rekrutierung im Cottbuser »Haus der Jugend«, denn eine Aufnahme- oder Eignungsprüfung gab es nicht. So viele Komparsen wie gebraucht wurden unterschrieben den Vertrag und vierzehn Tage später erschienen wir in ungereinigten Arbeitsanzügen oder alten Sachen und festem Schuhwerk zur Busabfahrt. Was gedreht werden sollte, war uns bis zur Ankunft am Tagebau-Drehort, nur vage mitgeteilt worden.

Wir waren ein lustiger Haufen, aber als es zum mehrfachen Schieben von schweren Eisenloren kam, gab es den ersten Frust. Mit körperlich anstrengender Arbeit hatten wir nicht gerechnet. Aber durch das Neue der Dreharbeiten und das Flair der Künstler mit ihrer organisierten Hektik, gab es für uns Einiges an Ablenkung. Als die Schauspielerin Carmen-Maja Antoni als Arbeiterin durch das Bild kam, um ihren Drehpartner Ingolf Gorges in einen Dialog zu verwickeln, stellte einer im Hintergrund fest, dass die FDJ-Flagge am Rande des Bildes nicht im Wind wehte. Kein Wunder bei sengende Sonne und Windstille. »Alles Halt!« Der Flaggenmast wurde umgelegt und die an einem Seil hochgezogene schlaffe Fahne nach dem Annageln an einer Querstrebe, jetzt frei hängend, erneut in

Position gebracht. Aber trotz sichtbarer Flagge wurde die Szene mehrfach wiederholt.

Endlich war Mittagspause. Die Situation konnte zu Beginn der 50er Jahre nicht anders gewesen sein. Wir sollten uns einfach in die »Botanik« setzen, wie es hieß. Zu essen gab es Erbsensuppe, herangefahren mit einem W50 LKW, transportiert in Thermophoren, isolierten Alubehältern in der Standard-Grün-Farbgebung. Einer der Komparsen stellte fest, dass die Essenausrüstung bestimmt aus Beständen einer Kampfgruppeneinheit stammte. Die Plasteschüsseln, die Alu-Bestecke und die runden grünen Thermobehälter mit Tee, denn Flaschengetränke gab es nicht, passten dazu. Wir hatten aber unseren Spaß, alle flachsten herum. Am Ende der Pause stellte dann einer der Versorger fest, dass mindesten drei Behälter mit Erbsensuppe übrig waren. »Die nehm' ich nicht wieder mit... « Fragend sah er sich um. Hinter uns sah er die Lösung: Ein zirka ein Meter tiefes Loch, welches durch die Filmleute zur Dekoration oder für Hilfskonstruktionen ausgehoben worden war. Als er dann die Behälter dort entleerte, kamen die ersten Frotzeleien: »Heh, Essen wirft man nicht weg! « Außerdem sah die Grube unappetitlich aus. Kurz darauf kam er mit einem Spaten wieder, um die Erbsen mit Erde zu überdecken. Die Idee war aber nicht so toll. Denn eine Stunde später gab es ein großes Geschrei: Einer der Fernsehleute war in normaler Straßenbekleidung im wahrsten Sinne des Wortes in die Falle getappt. Als er wieder auf dem Boden stand, hatte er von den Schuhen bis zum Gürtel Erbseneintopf. Ich denke seine Begeisterung an der Suppe wird sich in Grenzen gehalten haben. Als ich vom Drehtag wieder nach Hause kam, fragte mich mein Vater, was wir denn so gemacht haben. Da berichtete ich ihm voller Stolz, dass ich beim Aufbau des ersten Hochofens der DDR dabei war. Nach seiner Verblüffung habe ich dann das Rätsel aufgelöst.

Den Fernsehfilm, der im Sommer 1973 im Fernsehen der DDR ausgestrahlt wurde, haben wir uns nicht angesehen. Bestimmt haben wir beide vermutet, dass er nicht so spannend war...

## Die Autoren

**Waltraud Bigalke**, geb. 1941, Mitglied der Schreibgruppe seit 2003, Fachschulabschluss Heimerzieherin, 32 Jahre im Justizvollzug, Bereich Personalwesen, aktiv im Ehrenamt zur Betreuung alter Menschen bei der Volkssolidarität

**Hansi Hilbrich**, geb. 1944, Mitglied der Schreibgruppe seit 2005, FH-Abschluss Werbeökonomie, bis zum Ruhestand Leiterin der Stadt- und Tourismuswerbung Cottbus, als Buchautorin, alias Maxi Hill, schreibt sie über brisante Themen der Zeit

**Irina Lehmann**, geb. 1956, Leiterin der Schreibgruppe seit 2014, 37 Jahre in der Energiewirtschaft tätig, Facharbeiterin für BMSR-Technik, Technische Zeichnerin, Sachbearbeiterin Steuern und Abgaben

**Gisela Kalina**, geb. 1939, Mitglied der Schreibgruppe seit 2000, Von Beruf Lehrerin für Deutsch, Russisch, Sport

**Dr. Horst Kasprzik**, geb. 1934, 1998 Gründer und jahrelanger erfolgreicher Leiter der Schreibgruppe, promoviert auf dem Gebiet Informatik, diplomiert im Fach Automatisierungstechnik

**Josef Kauczor**, geb. 1950, Mitglied der Schreibgruppe seit 2012, Chemiestudium, 40 Jahre als Umweltchemiker bei der Wasserwirtschaft Cottbus

**Erika Vogel**, geb. 1936, Mitglied der Schreibgruppe seit 2012, Industriekauffrau, Studium Ingenieur-Ökonomie der Lebensmittelindustrie, Hauptbuchhalter im Dauerbackwarenbetrieb

**Haide Wolfram**, geb. 1939, Mitglied der Schreibgruppe seit 2008, Studium in Erfurt, Lehrerin für Deutsch und Russisch

**Arnulf Zimmermann**, geb. 1941, Mitglied der Schreibgruppe seit 2012, 30 Jahre Berufssoldat der NVA, nach der Wende Lehrer an der Wirtschaftsschule Cottbus, Hobbykarikaturist

**Andreas Fehrmann**, geb. 1955, Mitglied der Schreibgruppe seit 2018, Elektroingenieur in einem international agierenden Elektrokonzern, Herausgeber einer Literatur-Webseite, Mitarbeit im Verein Deutsche Sprache

